

Hofen.

Von Emil Unger.

Die Nähmaschine ratterte vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Kaum daß ihr während der kurzen Pausen, in denen die Näherin ihre schnell bereiteten Speisen herrichtete und einnehmen mußte, vorübergehend Ruhe gegönnt wurde. Nun ja, die Arbeit drängte, und zum Vergnügen ratterte sich wohl niemand ab, wenigstens nicht die Jette, die hier so emsig strampelte. Manchmal wurde es ihr sogar sehr sauer, man war doch auch nur ein Mensch. Am Abend vorher hatten die Untertanen an die Rede geklopft, damit das Geratter aufhören sollte, es war bereits um die elfte Stunde.

Jamohl, Jette konnte arbeiten. Von Kinderbeinen hatte sie es gelernt, und seit ihrer Schulzeit war jeder Witsch Brot, jedes Kleidungsstück von ihren Händen verdient worden. Bis auf den heutigen Tag. Gott, wenn man doch wenigstens mal gewußt hätte, für was oder für wen man sich quälte, aber so... kein Kind und keine Maus... kein Mann...

Jette Lehmitz hielt mit Treten ein. Die rechte Hand griff nach dem Mädchen zur Seite und bremste. Wenn Jette soweit mit ihren Gedanken kam, dann mußte sie immer auf einige Minuten verschlafen. Keinen Mann zu haben!

Jettes Gesicht schien noch spitzer und fahler beim Sinnieren zu werden. Das grelle Licht der Gaslampe fiel schräg auf sie nieder und ließ ihr Profil scharf hervorstreten. Sie blickte sich müde im Raume um, der eigentlich eine Küche war, aber zugleich als Wohn- und Schlafstube und auch als Werkstatt dienen mußte. Wie lange hauste sie nun schon darinnen — ach, ja, sie entsann sich genau, es war an ihrem 21. Geburtstag, als sie diese Küche bezog. Es stand noch alles wie damals. Links das Bett, dicht am Fenster, rechts das Kleiderregal, und zwischen beiden die Maschine. — Nicht viel und doch genug für eine beschiedene Seele.

Das war's auch nicht, was Jette niederdrückte, immer so trübe stimmte. Nein, das Alleinsein trah an ihr. Alle ihre Jugend- und Spielgenossen waren unter die Haube geschlüpft, hatten geheiratet, lebten in der Ehe — glücklich oder unglücklich — ganz gleich, aber verheiratet waren sie. Wie die's nur fertig gekriegt hatten! Jette fann so oft darüber nach. Sie selbst war doch immer fittsam, fleißig und sparsam gewesen — ihr Sparfläschchen zeugte dafür. Und doch war keiner an ihr hängen geblieben. Die anderen aber waren stolz in den Hofen der Ehe eingetaucht. Waren die besser? Durchaus nicht. Auf manche von ihnen paßte sogar das Sprichwort: außen hü und innen pui! Fast alle hatten ihre Wirtschaft auf Abzahlung nehmen müssen, sie, Jette, hätte das nicht nötig gehabt. Angebissen hatte trotz allem keiner. Für Jette blieb das immer ein Rätsel.

Die Männer waren doch eine merkwürdige Sorte Menschen. Und wie gut hätte es einer bei ihr gehabt, wie gut! Sie seufzte und säbelte aufs neue ein. Wenn doch nur einer gekommen wäre, er hätte brauchen nicht hübsch zu sein, nicht fein, wenn's nur ein Mann gewesen wäre, ein Mann, ein ordentlicher Mann!

Sie schob ein Hofenbein unter die Radel und begann zu treten. Summend setzte sich die Maschine in Bewegung. — Keinen Mann zu haben und immer Hofen nähen zu müssen, Männerhofen! — Wieviel mochte sie in all den Jahren schon fertiggestellt haben? Nun nähte sie schon zwei Jahre lang Militärhofen. Große, kleine, weite und enge, wie sie kamen. Und bei dieser Arbeit kamen Jette allerlei Gedanken. Es interessierte sie, wer sie tragen und wie das Schickal des Trägers sich gestalten würde. Ob sie ein Verheirateter tragen würde oder ein Lediger, ein älterer oder jüngerer, ein gutmütiger oder ein aufbrausender; solcherlei Fragen beschäftigten Jettes Herz angelegentlich. Wie konnte es anders sein, wenn man Hofen nähte, Männerhofen immerzu!

Hier, z. B. diese da, die sie gerade in Arbeit hatte, sie war für einen idlen, kurzen Mann berechnet. Jettes Phantasie war stark genug, um sich ein Bild von dem voraussetzlichen Besitzer zu entwerfen. Ein kurzer, dicker Mann, wahrscheinlich jovial und gutmütig — das sind die Dicken immer — ein lustiger Späßvogel, etwas locker, aber lenkbar — o, sie würde schon fertig werden mit ihm — gut gepflegt und betreut, mußte er einen schlagenswerten Ehemann abgeben. Sie würde ihm abends das Essen — wohlwollend zubereitet — vorlegen, die Pantinen pfeifend hinstellen, die Weife bereitlegen und was sonst noch dergleichen Liebesdienste waren, die einen Ehemann an den häuslichen Herd zu fesseln geeignet sind. Ja, ja, Jette war überzeugt, daß die Frauen selbst schuld sind, wenn die Männer Seitenprünge machen, trinken, spielen, auf die Rennbahnen gehen — hier, ihr Dicker — Jettes Hände fuhren streichelnd und lieblosend über die Hofe — ihr Dicker würde kein Verlangen danach haben, er würde hübsch daheim bleiben, wo es so mollig, so traumlich und wohllich war —

Jamohl, und an jedem Sonnabend würde er pünktlich nach Hause kommen und sein Geld hinlegen, auf Heller und Pfennig. „Da, Mutterken,“ würde er sagen, „richt' Dich ein damit, und wenn ich was brauche, dann jöste mir wat.“ So würde er sicher sprechen.

Jans Heimweh.

Eine Geschichte aus dem Wäremland von Selma Lagerlöf. In seiner Stube drinnen drängten sich die Leute, die gekommen waren, Klara Gulla lebte wohl zu sagen. Und Jan schämte sich geradezu, hineinzugehen und den Leuten zu zeigen, daß er weder weinte noch klagte. Da war es am besten, er ging gar nicht hinein, sondern blieb draußen.

Jedenfalls war es ganz gut für ihn, daß es so gegangen war. Wenn alles wie früher gewesen wäre, so hätte er nicht gewußt, wie er mit dem Heimweh und dem Kummer fertig geworden wäre.

Als er vorhin am Fenster vorübergegangen war, hatte er gesehen, daß die Stube befrängt war und auf dem Tisch Kaffeetassen standen, ganz genau wie an jenem Tag, an dem er jetzt immerfort denken mußte. Katrine hatte wohl der Tochter, die in die Welt hinauszog, um die Heimat zu retten, noch eine kleine Abschiedsfeier veranstaltet.

Drinnen in der Stube weinten sie gewiß, sowohl die, die zum Abschiednehmen gekommen waren, als auch Mutter und Tochter. Er hörte Klara Gullas Weinen sogar bis auf den Hofplatz hinaus, aber es machte keinen Eindruck auf ihn.

„Meine guten Leute, es ist ja doch ganz wie es sein soll,“ murmelte er, während er draußen stand. „Seht doch die jungen Vögel an! Sie werden aus dem Nest hinausgeworfen, wenn sie nicht gutwillig gehen. Und habt ihr schon einmal einen jungen Aukud gesehen? Es gibt wirklich nichts Ärgeres, als wenn man sehen muß, wie er die und fett im Neste liegt und immerfort nach Futter schreit, während sich die Pflegerinnen einetwegen fast zu Tode quälen.“

Nein, es ist alles sehr gut, so wie es ist,“ dachte er weiter. Die Jungen können nicht daheim bleiben und den Alten zur Last fallen. Sie müssen hinaus in die Welt, ja, meine guten Leute, das geht nicht anders.“

Schließlich wurde es ganz still in der Stube. Jetzt waren gewiß die Nachbarn fort und er konnte sich hinein wagen. Aber trotzdem machte er sich immer noch eine Weile an seinen Fischgeräten zu schaffen. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn Klara Gulla und Katrine schon im Bett ge-

Und Sonntag würden sie ins Freie gehen und mal in ein Konzert, um was für's Gemüt zu haben.

Jette Lehmitz blieses, spitzes Gesicht hatte sich tief gerötet vor Erregung. Ihre Augen ruhten mit innigem Glanz auf einem unbestimmten Punkt an der weißgetünchten Wand. Ihr Herz klopfte heiß und rebellisch. Ach, wenn er jetzt zur Türe hereinkäme, ihr Dicker, jovial lächelnd, und sagen würde: „No, Jettchen, nu mod' man Schlus, wir wollen in die Kasse jehn,“ nein, wenn er das sagen würde —

Sie merkte gar nicht, daß es rings um sie dunkler wurde. Erst als das Licht einige Male auf und niederzuckte und ganz zu erlöschen drohte, dachte sie daran, daß sie einen neuen Groichen in den Automaten fieden mußte. Der Glanz in ihren Augen erstarb langsam, die Röte auf ihren Wangen machte wieder einer krankhaften Blässe Platz und ihre Seele kehrte aus dem Gefilden des Glücks müde in den grauen Alltag zurück. — Nachdem der Automat gespeist war, nahm Jette ihre Arbeit wieder auf und nähte Hofen, Hofen —

Lazarettbilder.

Von Karl Gast (z. B. im Lazarett).

Beim Frühstück kündigt es uns der Arzt an: Ein Herr will heut um 6 Uhr einen Vortrag halten.

Um. — Ich muß sagen, daß uns diese Aussicht kühl läßt. Nach der Zeit des Kernzitterns draußen haben wir hier ein schier unheimliches Ruhebedürfnis; es wird mit Leidenschaft geangelt und in der Sonne gedöst. Das haben wir. Was uns der Herr Vortragende bringen will, weiß man nicht —

6 Uhr. Es fehlen doch nur wenige. Der Redner ist ein Professor aus Wilmersdorf. — Aus dem Ort („Bad“ B.) sind einige Honoratioren erschienen. Eine Karte wird entfaltet und an einem Baum befestigt. („Ich möchte Ihnen heute mal was über den Suezkanal erzählen.“) — Ein großer Tag!

Klingelzeichen. Der Professor: „Meine Herren!“ — Und da fliegen auch schon ganz disziplinwidrig die Gedanken: — Meine Herren — so höre ich es mal in einer Versammlung in der Koppenstraße. — genau dieselbe Stimme: der tote Jaurès. — Nachher rausende auf der Straße — die trutzigen Lieder — und dann der Rhythmus im March der Arbeiterbataillone — wie sich das so ins Gehirn hämmern kann, daß man's nie wieder vergißt. . . . Rrrrrt . . . Wie im Kientopp jause ich durch die Stadt: Spittelmarkt — Tiergarten — Engelufer — Philharmonie — da bleibt mir ein Kon in Ohr, der sich hoch hinaufwirbelt, wie ein frisches, sieghaftes Lachen, süß . . . süß . . . Und eine wilde Sehnsucht packt mich: nach Berlin! Nach Berlin!

Ich fasse den festen Voratz: Wenn ich wieder mal nach Berlin kommen sollte, lege ich mich oben auf einen Autobus und rase erst fünf Stunden durch die Stadt — wenn dann noch welche fahren.

Einer meiner Mitpatienten ist Maler, ein bekannter Sezessionist, dessen wildgenialische Bilder einstmal's küsse, mit herkömmlichen Wahrheiten gefärbte Gemäler in kriegerische Stimmung bringen konnten, — als einmal noch Frieden war. Jetzt hat er auch schon eine längere Praxis als Armierungssoldat hinter sich und liegt nun marode hier.

Er malt wieder. — Er malt den ganzen Tag, ausgenommen die Mahlzeiten. Immer nur ein Motiv: ein sanft ansteigender Hügelrücken, links eine Baumgruppe und eine weite Wiese davor. Bei Sonne, am Morgen, da sieht's aus wie das Auge eines Mädchens, wenn sie den Liebsten geküßt hat. Bei trübem Wetter glänzt das Auge feucht.

Vier Bilder hat er schon fertig. Immer der Hügel, die Bäume, die Wiese. Und wenn er ein Bild vollendet hat, rückt er seine Staffellei wieder zehn Schritte nach links und malt — nun, den Hügel, die Bäume, die Wiese! Ich weiß es. Aber in jedem neuen Bild hat er rührender und ergreifender eine tiefe Stille, einen seligen Frieden, so, daß die ganz unverbildeten Kameraden andächtig vor der Leinwand stehen.

Zwischen den Zweigen der Bäume hängt blau die Sehnsucht. (z)

Kleines Feuilleton.

Kriegskinder.

Die ärztlichen Leiter der Säuglingsfürsorgestellen in Charlottenburg haben, wie der eben erschienene Verwaltungsbericht der Stadt Charlottenburg für das Jahr 1914 mitteilt, vielfach die Beobachtung gemacht, daß die Kriegskinder, die Kinder von Frauen von Kriegsteilnehmern, die nach Kriegsausbruch geboren wurden, zuweilen geringere Körpergröße und gewisse nervöse Störungen aufweisen. Diese Erscheinung ist jedenfalls auf die große Aufregung der Mütter zurückzuführen. Auffällig ist ja auch, daß die Säuglings-

sterblichkeit in den ersten fünf Kriegsmoateten, wo noch kein Mangel herrschte und auch die Frauenarbeit noch keine starke Ausbreitung erfahren hatte, eine große Zunahme erfuhr, die als eine Begleiterscheinung des Kriegszustandes betrachtet wird. In den sieben Monaten vor dem Kriege betrug die Säuglingssterblichkeit in Charlottenburg im Mittel nur 12,68, in den fünf Kriegsmoateten dagegen 15,44 auf 100 Lebendgeborene und das Jahr bezogen. Die Säuglingssterblichkeit blieb im Jahre 1914 in Charlottenburg mit 14,02 auf 100 Lebendgeborene nur wenig hinter der 1911 beobachteten Sterbeziffer (14,24) zurück. Und das Jahr 1911 hatte infolge des außergewöhnlich heißen Sommers eine besonders große Säuglingssterblichkeit zu verzeichnen.

Nach den ersten fünf Monaten hat sich indes wieder eine starke Abnahme der Säuglingssterblichkeit gezeigt, weil, wie die Ärzte glauben, die Frauenarbeit in dieser Zeit noch eingeschränkt war und die Mütter Gelegenheit hatten, sich um ihre Kinder zu kümmern. Im Juli und August 1915 sank die Säuglingssterblichkeit sogar auf 8,95 resp. 9,18 von 100 Lebendgeborenen. In der Folge jedoch wurden die Frauen in immer größerem Umfange zur Arbeit als Ersatz für die fehlenden Männer herangezogen und es verdrängten sich die Ernährungsverhältnisse, so daß ein ungünstigerer Einfluß auf die Säuglingsgesundheit zu erwarten ist. Inwiefern diese Einflüsse dauernde Nachwirkungen auf die am Leben gebliebenen Kinder hinterlassen haben, werden nähere Untersuchungen nach dem Kriege feststellen müssen.

Radiumbeleuchtung.

Während des Krieges hat sich das leuchtende Radium zu einem ernsthaften Nebenbuhler der elektrischen Taschenlampe ausgewachsen, und zwar mit gutem Grunde: Die Lebensdauer der Batterien, die elektrische Taschenlampen versorgen, ist recht begrenzt, außerdem aber kann das Licht der elektrischen Taschenlampe im Kriegsgebiete leicht zum Verräter werden. Die Uhren und andere Werkzeuge, die mit Radiumbeleuchtung eingerichtet sind und danach bezeichnet werden, enthalten nun, wie Professor G. Berndt im „Prometheus“ mitteilt, als Leuchtstoff meistens Radium. So sind z. B. Uhren, Kompaße, Manometer, Höhenmesser usw. mit leuchtenden Ziffernblättern usw. versehen. Der Goerzische Parafolkompaß hat die Punkte Norden, Osten und Westen mit einem Leuchtpunkt, Süden mit zwei Leuchtpunkten bezeichnet, das Nordende der Magnetnadel trägt eine kleine Leuchtscheibe, der in einem Dreieck endende Zeiger, der die Marsrichtung anzeigt, ist mit einer Leuchtscheibe versehen, und schließlich ist noch ein Deklinationsstrich leuchtend gemacht, so daß man bei Nacht die Himmelsrichtung genau bestimmen kann. Auf Stalen sind die Ziffern in Leuchtfarbe ausgeführt, ebenso sind die Teilungsschritte mit Leuchtmarken versehen. Die leuchtenden Stoffe, die dabei verarbeitet sind, geben gewöhnlich ganz erhebliche Lichtmengen von sich, doch gibt es große Unterschiede; je nach dem Gehalte an radioaktiven Stoffen schwankt der Preis dieser Leuchtfarben und beträgt bei der hellsten Leuchtmasse das Zwei- bis Dreifache der schwächsten. Allen diesen Leuchtstoffen ist es gemeinsam, daß sie in der Dunkelheit nicht nur ihr Eigenlicht ausstrahlen, sondern das bei Tage ausgenommene Licht auch wieder abgeben. Die Folge davon ist, daß während der dunklen Stunden die Leuchtkraft zuerst abnimmt, bis schließlich nur noch das Eigenlicht tätig ist. Will man die Güte solcher Radiumleuchtwerkzeuge prüfen, so darf man dies dabei nicht tun, wenn sie längere Zeit dem Tageslichte ausgesetzt waren, sondern man muß dafür sorgen, daß sie das aufgespeicherte Licht wieder von sich geben haben. (z)

Notizen.

— Das „Deutsche Theater in Belgien.“ Aus dem improvisierten Theaterpiel in Drüssel ist jetzt eine ständige Einrichtung geworden, nicht nur zur Freude der Belgier, sondern auch zu Ruh und Frommen unserer deutschen Kulturgenossen. Das „Deutsche Theater in Belgien“, das im Drüsseler Partheater Thaliens Kunst buldigt, geht jetzt in seinen dritten Kriegswinter und kann ein Programm veröffentlichen, das künstlerische Umrisse erkennen läßt. Hier werden u. a. Hebbels „Nibelungen“, Wallensteins Tod“, Was ihr wollt“ verkprochen. Das zur Beheizungsvoll künzt die Tafel der Gäste. So werden Lilla Durieux in „Medea“ und Hedda Gabler“, Ernst Possart in „Rathen“ und „Freund Fritz“, Friedrich und Helene Kogler in „Göh“ und an einem Strindberg-Abend, Albert Wessermann in „Traumulus“ und „Kollege Crampton“ neben Irene Trisch und Paul Wegener erscheinen. Sinfoniekonzerte unter Fritz Volbachs Leitung ergänzen das reichhaltige Programm dieses Kunstwinters.

— Die Humboldt- Akademie Freie Hochschule verlegt ihre Hauptgeschäftsstelle am 13. September von der Kurfürstengasse 166 nach O. 2. Neue Friedrichstr. 53/54 II (im Anbau des Vorkriegsbauwerks) und ist wochentags von 10—12 und 1—5 Uhr geöffnet. Das Vorlesungsverzeichnis für das Lehrvierteljahr Oktober—Dezember erscheint am 20. September.

Auf dem Landungssteg.

Als das Dampfboot „Anders Fryzell“ von der Landzunge bei Borg mit Klara Gulla an Bord abfuhr, standen Jan und Katrine auf dem Landungssteg und starrten dem Dampfer nach, bis er mit samt dem Mädchen ganz aus ihrem Gesichtskreis verschwunden war. Alle anderen Leute, die etwas bei der Brücke zu tun gehabt hatten, gingen ihrer Wege. Der Aufseher nahm die Flagge herunter und schloß das Lagerhaus, aber die beiden Häuslersleute standen noch immer auf demselben Fleck.

Das war ja auch ganz natürlich, solange sie das Boot noch zu sehen vermeinten. Aber warum sie sich nachher nicht auf den Heimweg machten, das wußten sie wohl selbst kaum.

Möglichstweise fürchteten sie sich davor, heimzukommen und miteinander in das leere Haus hineinzugehen.

Jetzt hab ich nur noch für ihn zu kochen und auch nur noch auf ihn zu warten,“ dachte Katrine. „Aber was mach ich mir aus ihm? Er hätt' ebenjogut auch mit fortgehen können. Das Mädchen war's, das sich auf ihn und sein törichtes Geschwätz verstand, ich nicht. Da wär's besser, man wär' allein.“

Ich würd leichter mit meinem Kummer nach Hause gehen, wenn ich dann nicht die alte verdrießliche Katrine in der Stube sitzen hätt,“ dachte Jan. „Das Mädchen verstand sie so gut zu behandeln, daß sie froh und freundlich wurde. Aber jetzt wird man wohl nie wieder ein freundliches Wort von ihr zu hören bekommen.“

Doch plötzlich fuhr Jan heftig zusammen. Er beugte sich vor und schlug sich vor Verwunderung auf die Knie. Neues Leben bligte in seinen Augen auf, und sein ganzes Gesicht strahlte und leuchtete.

Er hielt den Blick fest aufs Wasser gerichtet, und Katrine konnte nichts anderes glauben, als daß er da etwas Wertwirdiges sehe, obgleich sie selbst, die doch dicht neben ihm stand, gar nichts wahrnehmen konnte. Nein, sie sah nichts als die kleinen graugrünen Wellen, die einander über die Wasserfläche hinjagten, immerfort, ohne dem Spiel je ein Ende zu machen.

(Sorti. folgt.)

legen hätten und eingeschlafen wären, ehe er die Schwelle überschritt.

Als dann sehr lange kein Geräusch mehr an sein Ohr gedrungen war, schlich er sich leise und vorsichtig wie ein Dieb nach dem Hause hin.

Aber die Frauen waren noch nicht zu Bett gegangen. Als er am Fenster vorbeikam, sah er Klara Gulla. Sie hatte die Arme auf die Tischplatte vor sich ausgestreckt und den Kopf darauf gelegt. Es sah aus, als weine sie.

Katrine stand etwas weiter zurück im Zimmer und war eben dabei, Klara Gullas Kleiderpack in ein großes Tuch einzuschlagen.

„Ihr solltet es lieber sein lassen, Mutter“, sagte das junge Mädchen, ohne den Kopf aufzubeugen. „Ihr seht doch, daß Vater böse über mich ist, weil ich fortgehe.“

„Ach, er wird schon wieder gut werden“, versetzte Katrine ruhig.

„Ja, das sagt Ihr, weil Ihr Euch nichts aus ihm macht“, fuhr Gulla unter heftigem Schluchzen fort. „Ihr denkt nur an das Haus. Aber Mutter, Vater und ich, wir sind eins. Ich reise nicht von ihm weg.“

„Und das Haus?“ fragte Katrine.

„Mit dem Haus mag es gehen, wie es will, wenn nur Vater mich wieder lieb hat“, schluchzte Klara Gulla.

Da trat Jan von der Tür zurück und setzte sich auf die Hauschwelle. Er glaubte nicht, daß Klara Gulla daheimbleiben würde. Nein, er wußte besser als irgend jemand anderes, daß sie in die Welt hinaus mußte. Und doch war es Jan in diesem Augenblick, als würde ihm das weiche kleine Bündel aufs neue in die Arme gelegt. Und sein Herz hatte wieder zu schlagen angefangen. Es schlug so rasch, wie wenn es seit Jahren still gestanden hätte und nun die viele verlorenene Zeit wieder hineinbringen mußte.

Aber zugleich fühlte Jan noch eins: Ach, nun war er selbst ohne Schutz und Wehr!

Nun kam der Kummer und nun kam das Heimweh. Er sah sie schon drüben unter dem Brunnen wie schwarze Schatten lauern.

Und doch öffnete er seine Arme und breitete sie weit aus, während zugleich ein glückliches Lächeln über sein Gesicht flog. „Willkommen, willkommen, willkommen!“ sagte er.

